

In memoriam Max Rychner

Autor(en): **Wehrli, Max**

Objektyp: **Obituary**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **45 (1965-1966)**

Heft 6

PDF erstellt am: **30.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

In memoriam Max Rychner

MAX WEHRLI

Der Hinschied unseres lieben Doktor Max Rychner trifft die Schweizer Monatshefte sehr schwer und reißt eine große Lücke in unsern Vorstand.

Sein warmes Interesse an der Entwicklung unserer Zeitschrift bildete einen steten Ansporn, sein kluger Rat in allen kulturellen Fragen eine einzigartige Hilfe. Seine zahlreichen persönlichen Beiträge und die vielen von ihm vermittelten Aufsätze prominenter Autoren bereicherten den Inhalt der Schweizer Monatshefte in ungewöhnlichem Maße. Die Schweizer Monatshefte werden seiner stets in Verehrung und großer Dankbarkeit gedenken.

Herrn Professor Dr. Max Wehrli und dem Herausgeber des Jahrbuches vom Zürichsee danken wir sehr, die anlässlich der Übergabe des Literaturpreises der Stadt Zürich am 12. November 1961 gehaltene Rede nachdrucken zu dürfen.

Fritz Rieter

Wer ist Max Rychner? Unsere Vorstellung von einem Zeitgenossen ist gewöhnlich durch irgendein Leitbild bestimmt, eine vielleicht zufällige Reminiszenz, die sich uns doch sinnbildlich eingepägt hat. So ist mir der Name Rychner verbunden mit der Erinnerung an ein Gespräch vor vielen Jahren: er pries das Glück des Schreibens, genauer: das Entzücken vor dem leeren, schönen, weißen Blatt, vor dem der Schreibende sitzt und zur Niederschrift ansetzt, das Abenteuer eingeht, seine Gedanken in Zeichen zu formen, aus der Fülle der Möglichkeiten eine Wirklichkeit zu schaffen. Dieser Augenblick, der den Schriftsteller Rychner fasziniert und beglückt, ist der Augenblick des Ursprungs, des reinen Beginns, der rätselhafte Quellpunkt jeder sprachlichen und dichterischen Schöpfung. Schriftsteller zu sein: das ist für Rychner immer wieder die Erneuerung oder ein Abglanz des Ursprungs im Schöpfungswort, des fiat lux überhaupt und darum auch ein Ereignis der Freude. Menschliche Sprache ist freilich auch, seit ihr Träger vom Baum der Erkenntnis gegessen hat, eine gefährliche und abenteuerliche Unternehmung geworden. Rychner hat in seiner wunderbar schwebenden Dichtung «Die Ersten», einer Dichtung des Beginns, die von Adam, Eva und der Schlange handelt, auch diesen *menschlichen* Ursprung der menschlichen Sprache umkreist. — Niemand weiß so wie der Dichter, der Kritiker und der Philologe, wie menschliches Existieren an die Sprache gebunden ist, die, wenn auch nur zeichenhaft, auf den wahren Logos hinweist. Alles, was je gedacht, gefühlt und erkannt worden ist und werden wird, kann in den wenigen Buchstaben eines Alphabets aufbewahrt werden, ja vielleicht kann es außerhalb dieser Buchstaben gar nicht existieren oder doch gar nicht vermittelt werden. Immer wieder bewegt auch den Lyriker Max Rychner dieses Sprachexistenzwunder, wo der Gedanke zum Zeichen, das Zeichen zum Gedanken wird, wo sich zwischen Traum und Tag ein «Schöpfungswort» auf die Lippen drängt und Leben sich selber erkennt:

Aus der Asche ist ein Strahl gefahren,
Und das Fernste ruft, daß ich es nenne —
Nicht im Dunkel mehr, im Morgenklaren
Spricht ein Zeichen, daß ich es erkenne.

Sprache ist nicht nur Ausdruck, ist vielmehr auch Mitteilung, ist «Stimme zwischen dir und mir». Menschliches Dasein ist auf Mitmenschlichkeit angelegt, selbst die Dichtung, dieses geheimste Sich-selber-Finden, nennt sich «Freundeswort». Dasselbe Staunen, das an der eigenen Sprache entsteht, gilt auch der Sprache des andern. Es lebt auch am Grunde von Rychners kritisch-essayistischem Werk, in seiner Literaturkritik, die gleichsam überall bei jenem Moment des Ursprungs einsetzt und von da aus die Vielfalt der Stimmen fast wie von innen her vernimmt. Ein ursprüngliches Vermögen der Ahnung, ein Urteil, eine Kennerschaft, die den Namen Rychners seit nahezu vierzig Jahren auch im Ausland zu einem bekannten und verehrten gemacht hat. Kritiker pflegen «gefürchtet» zu sein: man darf Rychner wohl als einen liebenden und darum auch geliebten Kritiker bezeichnen. Seine Literaturkritik lebt aus einem nach-vollziehenden Verstehen, sie hat die Positivität, die innere Freude, die dem wahren, ursprünglichen Hören und Sprechen eigen ist.

Dichter *und* Kritiker — beiden gilt unser Dank und unsere Verehrung, und zwar gerade darum, weil sie nicht voneinander zu trennen sind. Man pflegt die Literaturhistoriker und Kritiker gern als verhinderte Dichter zu bezeichnen, oder man spricht abschätzig von Kapellmeistermusik. Wer die Dichtung Rychners kennt, ist anderer Meinung. Seine Lyrik ist freilich nicht einem chaotischen Raunen verpflichtet, ist nicht romantisch betörend und keine pompöse Vergewaltigung der Sprache — sie ist von einer unvergleichlichen Behutsamkeit und Wachheit, sie ist «zauberhell», wie es einmal heißt, sie beschäftigt den Geist, ja die Intelligenz, doch dieser Geist erscheint selbst im Geheimniszustand. Es ist eine leise Lyrik, mit eigenartiger Präzision, die das Klangliche und die Vorstellung durchsichtig macht, eine Lyrik des sich erkennenden Geistes. Wenn sie es liebt, thematische oder formale Anregungen etwa aus Valéry, aus Mörike, aus Eliot aufzunehmen und im eigenen abzuwandeln und fortzusetzen, so ist dies nicht die Abhängigkeit eines Nachfahren, sondern ursprüngliche dichterische Antwort auf verwandte Stimmen, Freundeswort auch hier in der Teilnahme am Geistergespräch der Literatur. Rychner hat echte Dichtung nie bloß in wilden Stürmen des Genies erkennen wollen (auf das sich jeder Stümper berufen kann). Er wagt sogar zu sagen, echte Dichtung sei noch immer aus der Kritik, aus dem Gedanken hervorgegangen, und er kann dies ja nicht nur mit großen Dichtern der Weltliteratur, wie Dante, belegen, sondern im Grunde mit 2000 Jahren europäischer Tradition, die das Bewußtsein, das sprachliche Können, ja selbst die philologisch-gelehrte Bildung nicht als dichtungsfeindlich betrachtet hat.

Aber das heißt auch umgekehrt, daß auch die Prosa, Rychners kritische Essays, wahrhaft dichterische Substanz besitzen, nur in anderer Form als die Lyrik. Es ist eine Prosa mit Atem zwischen den Wörtern, geistvoll, wach und hell, nie gepreßt und nie maniert — kurz, wie man schreiben können möchte, und wie man über Literatur schreiben sollte. Ihr künstlerischer Rang beruht wohl letztlich darauf, daß sie rein und adäquat und genau der Sache dienen will, nicht vor dem Spiegel geschrieben, sondern offen und gewissenhaft antwortend auf alles, was die untrüglichen Antennen des Wissenden und des Schaffenden berührt. Und diese Antworten sind darum voller Leben und ernster Heiterkeit. Man zögert fast, Rychner einen Kritiker zu nennen, wenigstens im deutschen Wortsinn. Denn diese Kritiken sind Antworten, erteilen keine Zensuren, meiden die Negation oder gar die Satire. Das Kämpferische liegt ihnen nur, wo es zur Abwehr unumgänglich scheint. Rychner wendet sich gegen das, was er die «Trostlosigkeit und das Verdummende des Hasses» nennt und findet über die Satire, in seiner großen Lichtenberg-Abhandlung, den Satz: «Die Satire, die sich schwarz-weiß-malend als das Gute gegen das Schlechte setzt, will nichts wissen von einer innern Dialektik ihres eigenen Prinzips und verhindert sich so, das Wahre wahrhaft zu ergreifen.»

Das Wahre wahrhaft zu ergreifen — nur dieser Wille macht es möglich, in solchem Maß sich die europäische Literatur anzueignen, zu vermitteln und in *einem* Bewußtsein zu vereinigen — auch heute, wo es eine solche Literatur vor lauter Katastrophen und Widersprüchen kaum mehr zu geben scheint. Als der 25jährige Max Rychner die «Neue Schweizer Rundschau» auch nach außen hin und unter dem neuen Titel übernahm, da stand im Eröffnungsartikel der Satz: «Und die Literatur, sie soll den Platz an der Sonne haben, der ihr gebührt.» Was da in einem beinahe frisch-fröhlichen Ton verkündet wurde, das war dennoch ein Programm, dem Rychner unablässig die Treue hielt bis heute — es wurde ein Platz an der Sonne gefordert nicht nur im Rahmen der Zeitschrift, sondern auch im Sinn des geistigen Lichtes und der Sympathie, mit welchen hier das literarische Leben verstanden wurde.

Die Zeitschrift wurde zu einer Literaturzeitschrift, wie sie die Schweiz vorher und nachher nie besaß, zu einem Spiegel, einem vom Herausgeber gehandhabten schaffenden Spiegel jener zwanziger Jahre, die uns heute bereits als eine letzte klassische Epoche unserer Literatur vorkommen wollen. Und daran schloß sich die Arbeit in andern Zeitschriften und in Tageszeitungen des In- und Auslandes, während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft, in der Kriegs- und der Nachkriegszeit. Unverrückbar und ohne das Geringste zurücknehmen zu müssen, diente sie dem Gedanken der weltliterarischen Einheit, suchte sie das Band der Liebe, das «vinculum amoris» sichtbar zu machen, das die echten Geister über Zeiten und Zonen hinweg verbindet. Die Aufsatzsammlung «Zur europäischen Literatur zwischen zwei Weltkriegen», 1943 mitten im Krieg erschienen, hat bekenntnishaft diese große Zeit im Rückblick versammelt. Es war

die Epoche einer letzten großen deutschen Literatur mit dem Spätwerk der Rilke, George und Hofmannsthal und der Romandichtung Thomas Manns, Hesses, Kafkas, und eine Zeit des europäischen Geistes im Werk der Gide, Proust, Valéry, Joyce, Eliot, Ortega, die dem deutschen Sprachgebiet zum Teil unter Führung Rychners erschlossen wurden. Aber schon hier und erst recht in den folgenden Sammelbänden bis zu dem jüngsten von 1961 ist der Blick offen auf die gegenwärtig und künftig Schaffenden und die Empfangenden und wird die Kontinuität lebendig und tröstlich aufrechterhalten.

Wenn die Qualitäten des großen Kritikers bestehen in Sensibilität, Wahrhaftigkeit und Konsequenz, so ist bei Max Rychner noch auf eine weitere und besondere Garantie hinzuweisen: nicht nur der weite Raum der zeitgenössischen Weltliteratur verbürgt ihm die Maßstäbe, sondern immer wieder der Besitz der geschichtlichen Überlieferung, der Weltliteratur auch in der Tiefe der Zeit. Vergessen wir nicht: Max Rychner hat ein wohlgerundetes literarhistorisches Studium absolviert und seine Dissertation einem großen Literarhistoriker gewidmet, Georg Gottfried Gervinus. Wenn allerdings Gervinus der Ansicht war, die Literaturgeschichte sei mit Goethes Tod abgeschlossen (was der Traum manches bequemen Literarhistorikers noch heute ist), so ist für Rychner das Ausholen in die Vergangenheit nur sinnvoll für eine Zukunft. «Nur aus dem Fernsten kommt uns die Erneuerung», zitiert er — die erfüllte Geschichte erst gibt die Hoffnung auf Kommendes, allerdings auch eine gewisse Kaltblütigkeit gegenüber einer oft allzu lauten Gegenwart. Es gibt in den Essaybänden nichts Beglückenderes als dieses zwanglos-selbstverständliche Sich-zurück-Besinnen und Hereinholen der großen Vorbilder, über Goethe zurück zu Vergil und Homer, aber auch der schlichteren und verschmitzteren Träger der europäischen Substanz wie Fontane und Lichtenberg. Gegen die Geschichtsfeinde und Europamüden wendet sich der Kritiker in einem Dialog über das Schlagwort «Bewältigung der Vergangenheit» — denn er sieht in dem krisenhaften Geschichtsverhältnis von heute das Symptom einer schweren seelischen Blockierung.

Der Literaturkritiker wird so, ob er will oder nicht, immer auch zum Zeitkritiker, und er selbst stößt immer wieder auf die Frage der gesellschaftlichen Funktionen der Literatur. Wem so wie Rychner die Dichtung zum Element des Lebens geworden ist, wer selbst den Monolog der Lyrik als «Freundeswort» erfährt und das «Lesen als Begegnung» — wer ein Leben lang als Kritiker Dichtung vermittelt und damit in konkretes Leben umzusetzen versucht hat, der kann auf keinem elfenbeinernen Turm zu Hause sein — auch dann nicht, wenn ihm alle wahre Kunst nur als ein Unbedingtes, Spontanes und Unwillkürliches gelten kann. Die Frage wurde schon akut bei Gervinus und dessen politischer und nationaler Literarhistorie; sie durchzieht offen und heimlich die Essaybände — sei es in der Auseinandersetzung mit marxistischer Literaturtheorie, sei es in Auseinandersetzung mit Gottfried Benns Geschichts- und

Gemeinschaftsverachtung oder mit Thomas Manns politischer Wirksamkeit. Rychner spricht von dem «alles verödenden Streitgespräch» um das sogenannte Engagement des Dichters — alles verödend, weil es dieses Engagement viel zu täppisch und zu nahe sieht. In seiner meisterhaften Studie über Thomas Mann und die Politik zeigt Rychner, welche echtere und tiefere Politik sich in der vielstimmigen Menschlichkeit eines scheinbar unpolitischen Romans äußern kann, als in den lärmenden polemischen und theoretischen Kundgebungen eines Dichters. Engagiert kann der Dichter nur an seiner Dichtung sein — und dann ist er freilich am Menschen und an allen Menschen engagiert.

Dennoch mögen Sie, Herr Dr. Rychner, uns am heutigen Tag gestatten, ein klein wenig zu insistieren auf der Mitmenschlichkeit auch Ihres kritischen und dichterischen Unternehmens. Denn da ist eine schweizerische Stadt, ein soziales und politisches Gebilde, das sich anschickt, Ihnen eine Freundschaftserklärung zu machen, ein symbolisches Vinculum amoris auch zwischen Ihnen und ihr zu flechten. Wenn aber schon das politische Engagement der Dichtung ein heikles Problem ist, so ist ja umgekehrt das literarische Engagement einer Polis noch heikler. Eine Besinnung, was Sie und Ihr Werk der Stadt Zürich bedeuten, ist durchaus am Platz. Sie sind, obwohl ein Bürger des Kulturkantons und obwohl im St.-Gallischen aufgewachsen, ein Element zürcherischer Kultur; Sie haben zwar, wie Gottfried Keller sagt, den «anmutig-hellen Dialekt» des Toggenburgs noch nicht ganz abgelegt, aber Sie treten damit nur in die Fußstapfen des größten Zürchers, der auch aus dem Toggenburg stammte. Sie haben, ein Absolvent der zürcherischen Schulen, in dem dicksten Buch, das Sie geschrieben haben, in dem «Rückblick auf vier Jahrhunderte», unserer Stadt die geistvollste und anmutigste zürcherische Kulturgeschichte geschenkt. Sie taten es im Moment, als Sie mit der «Neuen Schweizer Rundschau» resolut ins Weite und Offene aufbrachen und die wahren Maßstäbe europäischer Währung aufgerichtet haben.

Es wäre nun leicht, den Geist Johann Jakob Bodmers, unseres echtsten zürcherischen Literaturheiligen, zu beschwören. Es wäre möglich, Ihre den weitesten Horizonten gewidmete Arbeit als gut schweizerische und zürcherische Tradition hinzustellen; Sie haben sogar auch ein kleines biblisches Epos geschrieben, wenn auch zum Glück nicht gerade eine Bodmersche Patriarchade, und man könnte Sie im Hinblick auf Ihre Redaktionstätigkeit und Ihre Förderung junger Leute sogar als neuen «Vater der Jünglinge» darstellen. Ich bewahre Sie davor — denn der Vergleich hinkt beträchtlich, und Sie haben ihn auch nicht nötig. Aber das ändert nichts daran, daß in dieser Stadt viele alte und junge Menschen, denen die Literatur wichtig ist, in Ihnen einen unvergleichlichen Lehrer und Helfer verehren und Ihr schlankes Werk sorgsam hüten. Von Ihrem Schreibtisch aus sind Wirkungen ausgegangen, die im schönsten Geben und Nehmen diese Stadt mit der Welt verbunden haben, zu beider Nutzen, und Sie haben unser aller herzlichen Dank verdient.

Dies sind einige der Erwägungen, welche die Literaturkommission der Stadt Zürich veranlaßt haben, dem Hohen Stadtrat den Antrag zu stellen, es möge Dr. Max Rychner, von Aarau und Zürich, geboren 1897, mit dem Literaturpreis der Stadt Zürich ausgezeichnet werden.

Das Werturteil in der Wirtschaftswissenschaft

FRIEDRICH A. LUTZ

In der Wirtschaftswissenschaft treffen wir in zwei verschiedenen Branchen der Disziplin auf Werturteile, in der analytischen Branche, in der der Wirtschaftsa-blauf zu erklären versucht wird, und in der normativen Branche — von jeher ein Bestandteil der Wirtschaftswissenschaft —, in dem man davon ausgeht, daß ein möglichst großer Volkswohlstand zu erreichen sei. Es handelt sich hierbei um zwei ganz verschiedene Arten von Werturteilen. Im analytischen Zweig geht es um Werturteile der Wirtschaftssubjekte über Güter, in der normativen Branche um Werturteile in dem Sinn des Wortes, in dem es heute am häufigsten benutzt wird, das heißt um Urteile darüber, was sein soll. Um keine Konfusion aufkommen zu lassen, will ich im ersten Fall statt von Werturteilen über Güter von Urteilen über den Güterwert sprechen; während, wenn ich das Wort Werturteil schlechthin gebrauche, ich damit ein «Soll-Urteil» meine.

Ich habe mir nun die doppelte Aufgabe gestellt, zunächst einmal den Sinn, die Bedeutung und die wechselvolle Geschichte der Urteile über den Güterwert in der analytischen Branche der Nationalökonomie darzustellen, wobei ich eine sehr komplizierte Entwicklung stark vereinfachen muß. Nachdem ich das getan habe, werde ich zweitens versuchen, zu zeigen, daß das der normativen Branche zugrunde liegende «Soll-Urteil» aus derselben Wurzel herauswächst, aus der auch die Urteile über den Güterwert in der analytischen Branche stammen, indem beide Arten von Werturteilen ganz natürlich aus dem Sinn des Wirtschaftens abgeleitet sind, woraus sich auch erklärt, daß die Lehren der normativen Disziplin sich parallel mit den wechselnden Anschauungen über die Urteile über den Güterwert in der analytischen Branche änderten.

Urteile über den Güterwert

Ich wende mich also zunächst dem Wertproblem im analytischen Zweig der Wirtschaftswissenschaft zu.